

Neue Zürcher Zeitung

Gimme That Beat!

Der Rhythmus von Chocolate City

ANDREA LEIBER

In den letzten Jahrzehnten entstand in Washington, D.C. ein eigenständiger afroamerikanischer Musikstil. In den Sechzigerjahren konkurrierten hiesige Halbwüchsige in Highschool-Marching Bands miteinander und bereiteten so das Feld für ein neues Live-Konzept vor. Als später Hip-Hop-DJs in New York die Jugendlichen mit Raps und Scratches zum Tanzen brachten, erklangen in der amerikanischen Hauptstadt die Rhythmusinstrumente im synkopierten Live-Beat von Go-Go.

Weitläufige Grünanlagen, europäisch anmutende Gebäude und öffentliche Auftritte von Politikern und Wirtschaftsvertretern bestimmen das Bild Washingtons, das die Nachrichtenstationen täglich rund um den Globus verbreiten. Doch dieses Bild zeigt nur einen Ausschnitt aus der Wirklichkeit. In Washington existieren, wie von einer unsichtbaren Mauer getrennt, zwei unterschiedliche, von der ethnischen Herkunft ihrer Bewohner definierte Welten. Die vor Ort ausliegenden Reiseführer enthalten kaum einen Hinweis darauf, dass der afroamerikanische Bevölkerungsanteil sechzig Prozent beträgt. Keine Stadt in den USA beherbergt proportional so viele schwarze Einwohner wie Washington.

Die Funk-Legende George Clinton gab diesem schwarzen Washington nach den Bürgerrechtsunruhen im Song „Chocolate City“ den Namen, den es heute noch mit Stolz trägt. Aber nicht einmal die offizielle Tourismus-Website der Stadt verweist auf die Größe und das facettenreiche kulturelle Leben der afroamerikanischen Gemeinde, die den Alltag unweit des Weißen Hauses mindestens ebenso bestimmt, wie es die Weltpolitik tut. Diese Ausgrenzung sagt viel aus über die spezifische soziale Gemengelage in Washington. Sie ist aber auch ein anschauliches Beispiel für heutige, verdeckte Formen der Segregation in den USA. Dabei ist der Informationsmangel schon deshalb bedauerlich, weil durch ihn den meisten Besuchern eine einzigartige Musikszene verborgen bleibt.

Stadt der Live-Musik

Nach dem zweiten Weltkrieg strömten afroamerikanische Landflüchtlinge auf der Suche nach Arbeit in die Hauptstadt. Über Nacht entstanden so viele neue A-cappella- und Rhythm-and-Blues-Bands, dass Musik im öffentlichen Leben allgegenwärtig wurde. In Gottesdiensten pflegten Gospelchören das spirituelle Erbe der schwarzen Musik. Diejenigen Schulen im Distrikt, die während der Rassentrennung Afroamerikanern offen standen, waren dem Jazz verpflichtet und sorgten für eine gründliche instrumentale und improvisatorische Ausbildung der Heranwachsenden. Von allen Seiten wurde der Nährboden für schöpferische Neuentwicklungen bereitet. Zum Schluss entstanden mit dem Funk die Elemente, die zur formalen Grundlage für Go-Go werden sollten: erdige Grooves in ausufernd langen Formen, die mehr Gewicht auf die rhythmische Intensität legen als auf melodische Momente.

„Washington war schon immer eine Livemusik-Stadt, und es wird immer eine Livemusik-Stadt bleiben. Kaum ein Ort pflegt das Live-Element der schwarzen Musik heute noch mit solcher Intensität wie Chocolate City“, sagt der Gitarrist, Sänger und Bandleader Andre „Whiteboy“ Johnson. Es ist später Vormittag. Der große, gutaussehende Enddreißiger sitzt, müde vom Konzert seiner Band Rare Essence in der vergangenen Nacht, mit auf den Tisch gelegten Beinen im Erdgeschoss eines Backsteinhauses. Durch die Fenster dringen Stimmen spielender Nachbarskinder von Southeast, einer jener Black Neighborhoods, in denen fast ausschließlich Afroamerikaner leben. Auf den ersten Blick verströmt das Viertel nichts von der Trostlosigkeit, die man in einem Ghetto erwarten würde. Sanfte Hügel und kleine Straßen, gesäumt von mehrgeschossigen roten Klinkerhäusern, erwecken nostalgische Reminiszenzen an die Erzählungen Raymond Chandlers. Der Schein trägt: Arbeitslosigkeit, Alkoholismus, Säuglingssterblichkeit und HIV treten hier signifikant häufiger auf als in den von Weißen bewohnten Vierteln, und das öffentliche Schulsystem Washingtons, das hauptsächlich von afroamerikanischen Schülern frequentiert wird, rangiert im nationalen Vergleich in fast allen Kategorien auf den hinteren Plätzen.

Im Büro über uns klingeln Telefone. Zwei Mitarbeiterinnen erledigen die Verwaltungsarbeit für die Band Rare Essence. Andre Johnson erinnert sich: „Bald nachdem wir laufen konnten, gingen unsere Väter regelmäßig mit uns in Parks und auf Plätze, wo bei gutem Wetter Funkbands im Freien spielten. Ein paar Jahre später fingen wir selbst an zu musizieren. Als Grundschüler gründeten wir Rare Essence. Hauptsächlich beschäftigten wir uns damals zwar mit Baseball und Football, aber zwischendurch brauchten wir etwas anderes, also fingen wir an, gemeinsam Musik zu machen. Was wir da fabrizierten, klang ziemlich schnell immer besser. Damals hieß unsere Musik noch nicht Go-Go. Wir spielten nach, was wir live oder im Radio hörten, Chuck Brown & The Soul Searchers oder Top-40-Hits von Parliament und Cameo.“

Musikalische Selbstvergewisserung

Aufwändig besetzte, in dröhnender Lautstärke musizierende, hervorragende Livebands, dunkle Clubs, in denen gerade so viel Licht auf die Bühne fällt, dass man die Musiker erkennen kann, ekstatischer Tanz mit provozierendem Körperkontakt in einer drängenden Menge – das ist Go-Go. Darüber hinaus dient dieses Genre der musikalischen Selbstvergewisserung einer afroamerikanischen Gemeinde, die nicht nur durch Segregation, sondern auf doppelte Weise von elementaren Entscheidungsprozessen abgeschnitten ist. Seit der Gründung Washingtons besitzen die Einwohner hier kein volles politisches Wahlrecht. Sogar die UNO-Menschenrechtskommission beanstandete diesen Umstand, der bei allen Washingtonians zu einem einzigartigen Gefühl des Abgekoppeltseins führt.

Nicht zuletzt aber ist Go-Go ein kleines ökonomisches Wunder: Die schlechter verdienende Hälfte einer Stadt, die insgesamt nur etwa sechshunderttausend Einwohner zählt, ernährt mehr als zwanzig Bands mit zweihundertfünfzig hochkarätigen, hauptberuflichen Musikern; Backyard Band, Chuck Brown & The Soul Searchers, Experience Unlimited, Familiar Faces, Junkyard Band, Northeast Groovers, Rare Essence, Raw Image Band und Suttle Thoughts sind nur einige davon.

Wenn Rare Essence auf dem Programm steht, füllt sich der Parkplatz hinter dem Club „The Classics“ spät: Go-Go-Veranstaltungen beginnen nicht vor elf Uhr abends und dauern bis in die frühen Morgenstunden. Vor dem Eingang durchsuchen private Sicherheitskräfte die Ankömmlinge nach Waffen und Drogen. Paare und Grüppchen, sorgfältig gestylt und ausnahmslos dunkelhäutig, strömen in den großen, niedrigen Zuhörerraum, dessen Dekor aussieht, als wäre es aus den Siebzigerjahren übriggeblieben. Prickelnde Erwartung liegt in der Luft. Man begrüßt sich mit überraschender, manchmal fast altmodisch wirkender Höflichkeit, neckt sich über die Köpfe anderer hinweg oder flirtet verhalten. Im Hintergrund läuft leise Old-School-Go-Go. Endlich, kurz vor Mitternacht, wird das Licht im Zuhörerbereich bis auf die Notbeleuchtung heruntergedreht. Kleine Spots erstrahlen, und die Elf-Mann-Show beginnt. Mit der Wucht einer Woge und in einer Lautstärke, die knapp unterhalb der Schmerzgrenze liegt, bricht der Sound aus den vor dem Podium aufragenden Lautsprechern und entwickelt von den ersten Takten an einen hypnotischen Sog, der zweieinhalb Stunden lang nicht mehr abbrechen wird.

Zwei Schlagzeuge

Vor der Bühne reagieren Hunderte eng nebeneinander tanzender Körper auf jede noch so feine rhythmische Verschiebung der Kongas und Bongos, der Tamburins, Timbale und Rototoms. Kuhglocken setzen in verschiedenen Tonhöhen die für Go-Go typischen, perlenden Akzente. Steelband-Sound verschmilzt musikalisch mit der Ära schwarzer Cowboys. Soli und Chorusse der Sänger finden in Antwortrufen der ein zuverlässiges Echo. Während sich die komplexen Schichten der Musik furios ineinander fügen, bleiben die beiden Schlagzeuge im zentralen, pulsierenden, das zweite und vierte Viertel betonenden Beat. Von den Gesichtern der Tanzenden rinnt Schweiß. Ein Mädchen, dessen Haar in kleinen Zöpfen eng am Kopf anliegt, gerät am Rande des Zuschauerraums in Ekstase und windet sich in den Posen einer Eiskunstläuferin. „I love you all!“, ruft Johnson in die Menge. Miss Kim, die zierliche Sängerin, improvisiert eine Blues-Phrase.

Nach zwanzig Minuten mündet der Song in eine Percussion-Überleitung, die Platz lässt für ausführliche Dialoge. Gäste erklimmen die Bühne, äußern rappend Meinungen und geben manchen Hook vor. An dieser Stelle äußern sich Bandleader von der Bühne herab gelegentlich zu lokalen Vorkommnissen. Am heutigen Abend kommentiert Andre „Whiteboy“ Johnson den neuesten Fall einer Teenagerschwangerschaft und mahnt das aufmerksam lauschende Publikum zu verantwortlicherem Handeln. Er nutzt seinen Einfluss und steht dabei im Schulterschluss mit den Kirchengemeinden, die traditionell eine der Lebensadern in den Ghettos Washingtons bilden.

Der Urheber eines Genres

Der siebzigjährige Gitarrist Chuck Brown, „The Godfather of Go-Go“, gilt als eigentlicher Begründer des Genres. Seit vier Jahrzehnten steht er in Washington auf der Bühne und ist mit hellem Stetson, dunkler Sonnenbrille und einem blitzenden Goldzahn so etwas wie das Markenzeichen von Chocolate City. Nebenbei feiert er als Jazzmusiker internationale Erfolge. Im „9:30 Club“ berichtet er von den Anfängen, während seine Assistenten, die den energiesprühenden Chuck Brown „Paps“ nennen, das Equipment für die Show aufbauen: „Zu Beginn der Siebzigerjahre schossen Discos aus dem Boden und bedrohten die Existenz von uns Live-Musikern. Ich begann, die Songs mit Breaks und Improvisationen auszudehnen und ohne Pausen ineinander übergehen zu lassen, damit auch wir die Leute non-stop auf der Tanzfläche halten konnten. Lateinamerikanische und karibische Percussion machte unseren Sound noch tanzbarer, und wir entwickelten, angelehnt an einen bestimmten Gospelgroove aus meiner Kindheit, einen neuen Beat. Wir reduzierten das Tempo auf etwa 70

Schläge pro Minute und schufen dadurch die Möglichkeit, intensiv mit dem Publikum zu kommunizieren.“

Go-Go ist ein bedeutender Wirtschaftsfaktor in Chocolate City. Jede Band zieht mit mehreren Konzerten pro Woche in wechselnden Clubs Tausende von Fans an, die hier „Troopers“ heißen. Verschiedenste Unternehmen haben eine Schlüsselfunktion im Do-it-yourself-Räderwerk des Genres: Clubs, Manager, Promoter, Techniker, lokale Plattenlabel, CD-Läden, Streetwear-Designer und, natürlich, die Musiker selbst. Manchmal verdienen gleich mehrere Generationen einer Familie ihren Lebensunterhalt im Go-Go-Business, und etliche Firmen sind Sponsor sozialer Projekte. „Der Rhythmus unserer Stadt ist Go-Go“, ruft DJ Flexx während einer seiner Go-Go-Shows auf Radio WPGC. Und „Sugar Bear“ von Experience Unlimited, denen es in den Achtzigerjahren mit „The Butt“ gelang, einen internationalen Go-Go-Hit zu landen, meint: „Als Musiker ist man in Washington privilegiert. Wir sind seit mehr als fünfundzwanzig Jahren im Geschäft und immer noch so beliebt wie am Anfang.“

Lokal und international

Songs wie „Bustin' Loose“ von Chuck Brown, „Work the Walls“ von Rare Essence und „Sardines“ von Junkyard gelangten auch außerhalb der USA in die Hitparaden, und DJ Kool machte sich weltweit einen Namen. Auf Londoner Warehouse-Partys waren Go-Go-Platten in den achtziger Jahren Kult. Einige Go-Go-Bands wurden durch Koproduktionen mit Hip-Hop-Stars wie Afrika Bambaataa oder Salt 'n' Pepa bekannt, und Go-Go findet sich in Form von Samples wieder auf CDs von Musikern wie Run DMC und Grace Jones. Bei Festivals in Paris und Montreux spielte der Go-Go-Schlagzeuger Ricky Wellman in der Band von Miles Davis und verschaffte so dem Genre auch unter Jazzern Anerkennung.

Wie kaum eine andere Musikrichtung hängt Go-Go jedoch davon ab, live erlebt und in direktem Kontakt mit den Fans weiterentwickelt zu werden. Weil die Songs zu lang sind für kommerzielle Radioformate, entfällt Airplay als Mittel der Werbung. Deshalb, aber auch wegen der hohen Kosten, die von vielköpfigen Bands bei Konzerttourneen verursacht würden, schrecken internationale Labels vor Verträgen mit Go-Go-Musikern zurück. Ein weiterer Grund ist der raue Charakter des Sounds. Dennoch ist sich Kato, der Herausgeber des Magazins „Take Me Out To The Go-Go“, sicher: „Go-Go wird unsere Musik Irgendwann wird unsere Musik nicht mehr nur ein Chocolate-City-Ding sein, sondern auch außerhalb der Stadtgrenzen erfolgreich.“

Kriminalitätswelle

In den Neunzigerjahren wurde Washington von einer Kriminalitätswelle erschüttert. Einer gemeinsamen Aktion von Stadtverwaltung und Bürgern gelang es durch die vorübergehende Verbesserung der Lebensbedingungen in den Ghettos, die Gewaltwelle zu stoppen. In den letzten Jahren weist die Kriminalitätsstatistik für Washington allerdings wieder stark steigende Werte aus. Obwohl die Anzahl von Kapitalverbrechen in den USA wissenschaftlichen Untersuchungen zufolge direkt mit dem Grad der Benachteiligung von ethnischen Minderheiten in den Städten verbunden ist, gibt es bisher noch keine neuen Bemühungen um mehr Integration. Die Politiker, die außerhalb der Black Neighborhoods leben, diskutieren zurzeit die Schließung von Go-Go-Clubs, nachdem es im Februar im „Club U“ zu einem Mord gekommen war, der die Bürger aufschreckte.

Um sich vor Eskalationen zu schützen, heuern manche Betreiber deshalb für ein Taschengeld bewaffnete Polizisten in Uniform an. Diese stehen – vom Staat notorisch unterbezahlt – nachts, in ihrer Freizeit und in Widerspruch zu den Dienstvorschriften im Streifenwagen mit kreiselndem Blaulicht vor den Lokalen. „Erwähnen Sie meinen Namen nicht, ich würde sonst Schwierigkeiten bekommen“, bittet ein grauhaariger Officer während einer Unterhaltung. „Ich selbst bin mit Soul groß geworden. Ich möchte, dass die jungen Leute heute ebenso ungestört ausgehen und tanzen können wie wir damals. Go-Go ist unser neuer Soul; in Go-Go liegt heute unsere Seele.“

Hörbeispiele: Chuck Brown: Your Game. Live at the 9:30 Club Washington DC (Raw Venture). — Rare Essence: Live at Breeze's Metro Club (Rare One). — DJ Kool: Gimme Dat Beat. Best of DC Go-Go, Vol 2, Continuous Mix by DJ Cool (Liaison Records).

Andrea Leiber arbeitet als Musik- und Kulturjournalistin in München.

(Copyright: Andrea Leiber, 2006)